Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 31 (1927-1928)
Heft: 6

Artikel: Christine Berthold [Fortsetzung]
Autor: Nuss, Emma
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-663101

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 28.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

XXXI. Jahrgang. Zürich, 15. Dezember 1927. Heft 6.

Weihnacht.

Nun ist die heilige Nacht gekommen,
da uns ein Kindlein rein und zart,
zur Rettung aller Guten, Frommen,
für alle Zeit geboren ward.

Es schien ein Stern ihm in die Wiege:
„Du sollst der Welt Erlöser sein.
Die Liebe führet dich zum Siege
durch grauenvolle Todespein.

Doch lehrst du sie, den Haß zu meiden,
den Darbenden zu spenden Brot,
für Frierende sich zu entkleiden,
hilfreich zu sein in Seelennot."

Und was der helle Stern verkündet,
schon wirkt es manchen Tag im Jahr;
wir sind im Schicksal uns verbündet
und bannen Streit- und Kampfgefahr.

Es lebt in Millionen Herzen
das Wort vom wahren Menschentum;
drum strahlen in der Nacht die Kerzen
nun aus des Kindleins stillen Ruhm.

Und über neuen tausend Jahren
wird jedem seine Garbe voll
und spenden letzte wilde Scharen
der freien Opfrung milden Zoll.

Dann nahen jene schön'ren Zeiten,
da keiner mehr verzagen muß,
weil ird'sche Engel ihn umschreiten,
ihn heilend mit der Liebe Kuß.

A. B.

Christine Berthold.

Roman von Emma Nuß. (Fortsetzung.)

16. Kapitel.

Recht verdrossen war Friedrich Krüß heute zum Mittagsmahl erschienen. Er gab seiner Gattin wie dem Sohne nur kurze Antworten und löffelte mürrisch seine Suppe hinunter. Erst als ihm der Diener den herrlich duftenden rosigen Kasseler Rippenspeer mit Grünkohl und goldgelb gebratenen Kartöffelchen reichte, begann sich sein Gesicht wirklich aufzuhellen.

„Na, endlich kommt die Sonne auch wieder hinter den Wolken hervor!" lächelte Frau Beate Krüß ihm freundlich zu.

„Ach, es ist ja aber auch rein um aus der Haut zu fahren," fing er nun auch gleich etwas erleichtert an, „ist es denn wirklich so schwer, heutzutage noch einen tüchtigen Menschen zu finden?" wandte er sich fragend an Frau und Sohn. Doch ohne ihre Antwort abzuwarten,

fuhr er fort: „Es ist mir doch nicht möglich, auch nur einen annähernden Ersatz für meine Privatsekretärin zu finden."

„Wie? Fräulein Berthold geht?" fragte erstaunt Frau Krüß. „Davon hast du mir ja noch gar nichts gesagt, Friedrich?"

„Ich glaubte immer, sie überlege es sich doch vielleicht noch einmal und bliebe. Deshalb sprach ich noch nicht mit euch darüber. Übrigens," wendete er sich an seinen Sohn, „sie ist doch, soviel ich weiß, mit Susi Peters aufgewachsen und noch befreundet. Weiß Susi wohl etwas Näheres über die Gründe zu ihrer Kündigung? Ich behielte diese für mich fast unersetzliche Arbeitskraft wirklich sehr gerne."

„Ich habe Susi seit bald acht Tagen nicht gesehen, Vater," entgegnete Werner mit etwas gepreßter Stimme.

„Nun, Friedrich, schließlich ist kein Mensch unersetzlich, und vielleicht bekommst du bald die Richtige wieder," tröstete ihn Frau Krüß.

„Jawohl, davon hatte ich ja heute allein vier schlagende Beweise. Es ist eine wahre Affenschande, was diese Bewerberinnen alles nicht können. Und dabei pochen sie noch hochnäsig auf Töchterschulbildung und absolvierte Handesschule. Schließlich gab ich der einen die Adresse meines Barbiers und der anderen die Adresse meines Flickschusters, damit sie sich dort mal als Privatsekretärinnen vorstellen möchten."

„Friedrich, du bist doch recht rüd," schalt Frau Krüß lachend. „Paß auf, die Damen verklagen dich noch wegen Beleidigung."

„Meinetwegen — ich trete für alles den Wahrheitsbeweis an. — Oder, Herr künftiger Staatsanwalt, habe ich mich etwa strafbar damit gemacht, daß ich den Gänsen ihre ganze Nichtigkeit klargemacht habe?"

Er war schon sehr gut gelaunt jetzt, der alte Herr, und Werner mußte sich zusammennehmen, um die plötzlich in ihm aufsteigende Unruhe niederzukämpfen.

„Na, Vater, mit Zuchthaus werden wir dich ja nicht gleich bestrafen," ging er scherzend auf seinen Ton ein.

Frau Krüß schien über etwas nachzusinnen, und plötzlich sagte sie ganz fröhlich: „Wißt ihr was — ich lade Fräulein Berthold für Sonnabend mit Susi zusammen ein, und es sollte mir komisch zugehen, wenn ich dir Fräulein Berthold nicht noch am selben Abend wieder reumütig zuführte."

„Unmöglich, Beate. Wir können ihr doch nicht nachlaufen. Und zu halten ist sie doch nicht mehr. Weiß der Kuckuck, was in das Mädel gefahren ist, daß sie so sonderbar war, als sie mir kündigte. Man könnte da auf die dümmsten Vermutungen kommen, weshalb sie ihre Stellung wohl aufgibt. — Es wäre jedenfalls jammerschade um diese ungemein begabte und tüchtige Person, wenn sie unter die Räder käme."

„Den Eindruck macht sie aber doch wahrhaftig nicht, Vater," beteiligte sich nun auch Werner am Gespräch.

„Gott, was läßt sich bei einem alleinstehenden Mädchen da voraussagen!" meinte skeptisch der alte Herr.

„Bei Fräulein Berthold würde ich es jedenfalls ruhig voraussagen, daß sie in keiner Lebenslage unter die Räder kommen wird." Werner hatte es mit fester Stimme gesagt, aber seine Hände waren vor Erregung eiskalt, und sein Gesicht glühte.

Weit öffnete die Mutter die Augen, als sie nun in das erregte Gesicht des Sohnes blickte. Und wie mit Seherblicken las sie alles, was er so streng vor ihr geheim gehalten, in seinen beredten Augen.

„Arme, kleine Susi," dachte sie still und schmerzlich bewegt.

Der Vater aber in seiner derben Art sagte: „Ach was, schnick schnack, Weib ist Weib, und wenn eine so verdreht und unbegreiflich zu werden beginnt, wie es hier der Fall ist, so kann ich dir nun wieder voraussagen, daß da todsicher ein Mannsbild dahinter steckt."

„Nun gut, aber damit ist doch nicht gesagt, daß sie deshalb auch unter die Räder kommen muß."

„Wenn Fräulein Berthold wüßte, welch warmen Verteidiger sie in dem Sohne ihres Chefs hat, wäre sie doch wohl sehr stolz."

„Sie weiß es, Vater..."

Da horchte Friedrich Krüß beunruhigt auf, und ein scharfer, prüfender Blick ging über den Sohn hin. „Sie weiß es — was willst du damit sagen, Werner?"

Bleich und bis ins Innerste erregt, sah der Sohn von Vater zu Mutter, und nach einem tiefen Atemzuge sagte er:

„Liebe Eltern, es geht mir gegen jedes An-

standsgefühl, noch weiter eine Komödie vor euch aufzuführen und mit meinen heißesten und heiligsten Gefühlen vor euch Versteck spielen zu sollen. Christine Berthold ist seit letztem Sonntag meine Braut, und da es ihr ebenso unerträglich ist, täglich diese Art Betrügerrolle vor deinen Augen spielen zu sollen, hat sie aus eigenem Antrieb ihre Stellung gekündigt. — So, nun ist es, Gott sei Dank, schon heute gesagt. Es mußte ja doch mal sein," schloß er, tief und befreit aufseufzend.

In immer wachsendem Erstaunen war Krüß der Rede seines Sohnes gefolgt. Heftig sprang er jetzt auf, und den Stuhl zornig beiseite schiebend, fragte er: „Du hast dir doch wohl nicht recht überlegt, mein Sohn, was du uns da eröffnest?"

„Ich habe euch gesagt, daß ich mich mit Fräulein Berthold verlobt habe und wäre euch Zeit meines Lebens dankbar, wenn Ihr meine Braut..."

„Halt — noch sind wir nicht so weit. Ich jedenfalls weigere mich ganz entschieden, eine Tippmamsell als meine künftige Schwiegertochter anzuerkennen."

„Friedrich," mahnte ihn da die ruhige Stimme seiner Frau, „so tut man ein schlechtes Geschäft ab, aber nicht das Glück des einzigen Sohnes. Du solltest ihn doch erst mal ruhig anhören, wie er sich alles denkt, und was er über Fräulein Berthold Näheres zu sagen hat."

„Ist ja ausgezeichnet! So stimmst du also gleich mit ein und weißt doch, wie ich nun vor Stoewing dastehe, Beate! — Was wird er nun wohl dazu sagen und — und Susi — hä?"

„Ich habe Susi auch nie die leiseste Hoffnung gemacht, Vater," entgegnete Werner an Stelle der Mutter.

„Aber ich! — ich meine — ich — na, hol's der Teufel, ich wasche meine Hände in Unschuld, und ich denke nicht daran, diese Allianz auch nur mit einem Pfennig zu unterstützen. Wenn du als Staatsanwalts-Assessor mit deinem Einkommen eine Familie ernähren kannst — bitte schön — tue deinen Gefühlen keinen Zwang an und heirate, wen du willst."

„Ich werde dann wohl auf die Staatsanwalts-Laufbahn verzichten müssen und mich mit Rechtsanwalt Wulffen hier assoziieren." Sehr ruhig und energisch hatte der Sohn gesprochen, was den Vater nur noch mehr erboste.

„Alle Wetter — welche Opfer für meine Sekretärin," spottete er.

„Friedrich — daß sie Sekretärin ist und noch dazu eine unersetzliche, wie du uns vorhin erst erzähltest, wäre doch wahrlich kein Grund, sie nicht als Tochter anzuerkennen," meinte begütigend Frau Krüß. „Erzähle uns doch mehr, Werner, wer sie ist, wer ihre Eltern und Verwandten sind?"

„Sie hat keine Menschenseele auf der Welt und ihre Eltern hat sie nie gekannt." Werner hätte der tapfer zu ihm stehenden Mutter die Hände küssen mögen. Aber da fragte der Vater scharf dazwischen:

„Na, sie muß doch wenigstens wissen, wer ihre Eltern waren, wo sie gelebt und wo sie gestorben sind?"

„Sie weiß nichts von ihnen."

„So, so. Hm! — Und das beunruhigt dich auch weiter gar nicht, daß du nicht einmal weißt, wen du heiratest? Woher sie stammt?"

„Ich bilde mir ein, Christine Berthold so genau zu kennen, daß mir auch niemand mehr Näheres über ihren Charakter und ihre Wesensart sagen könnte. Und da sie ja, wie gesagt, keinen Menschen auf der Welt mehr an Verwandten besitzt, so bin ich vorläufig auch gar nicht weiter erpicht darauf, über ihr Herkommen nachzuforschen. Ich würde es vielleicht später einmal tun, um Christine vielleicht eine Freude damit zu machen."

„Nun, wenn du derart leichtsinnig bist, dann wirst du mir wenigstens erlauben, daß ich mich darüber informiere, wem du meinen Namen zu geben gedenkst." — Heftig warf er die Serviette auf den Tisch, befahl dem eintretenden Diener, den Kaffee in seine Stube zu bringen, und verließ mit einem kurzen: „Mahlzeit" das Zimmer.

Da trat die Mutter liebevoll auf den Sohn zu, und ihm sachte mit der Hand über den Kopf streichend, sagte sie: „Werner, hast du auch wirklich alles wohl überlegt, ehe du diesen Schritt tatest? — Möge es dich nie gereuen, daß du die liebliche kleine Susi verschmähst, die meinem wie deines Vaters Herzen gleich einer Tochter nahesteht."

Werner zog ihre Hände innig an die Lippen: „Ach, Mutter, so wirst du auch meine Christine einst nicht weniger lieben, wenn du sie erst kennen wirst, denn du bewertest ja den Menschen nicht nur nach seinem Geldbeutel wie

Vater." Bitter kamen die letzten Worte noch hinterher.

Die Mutter lächelte und sagte tröstend: „Höre, Werner, ich meine, es ist doch schon alles Mögliche, daß Vater sich bereits nach deiner Erwählten erkundigen will. Ich glaube sicher, daß, wenn er alles gut und in Ordnung findet, er schließlich doch auch andern Sinnes wird. — Und nun Kopf hoch, Werner, du bist jung und willensstark, da wird schon alles noch für dich gut werden."

Oben in seiner Stube lief währenddessen Friedrich Krüß ruhelos auf und ab. Der Ärger über des Sohnes überraschendes Geständnis nahm ihm auch die Lust zu der gewohnten Mittagsruhe. Sein Gehirn arbeitete unablässig an der Frage, wie er diese Torheit Werners vereiteln, wie er ihn am besten und schnellsten wieder zur Vernunft bringen könne. Eine bettelarme Angestellte der Firma Carlsen & Krüß konnte niemals die Schwiegertochter von Friedrich Krüß werden. Ein ganz anderes Bild der künftigen Gattin seines Sohnes stand vor seinen Augen und — hol's der Geier — wenn er diesen seinen Lieblingsplan nicht schließlich doch noch erfüllt sähe.

Bei dem Gedanken an Susi fiel ihm ein, daß diese ja sehr befreundet mit dem Fräulein Berthold sein sollte, und ehe er sich selbst recht darüber klar wurde, saß er auch schon in seinem Auto auf der Fahrt nach der Elbchaussee zu seinem Freunde Stoewing. Vielleicht konnte ihm Susi doch irgendeinen Fingerzeig geben, wie er seine Nachforschungen nach Herkunft und Familie Christinens am leichtesten einleiten könnte. Es mußte rasch etwas geschehen, um den Sohn vielleicht doch noch vor dieser Entgleisung zu bewahren. Er konnte ja nicht leugnen, daß dieses Fräulein Berthold ein außerordentlich tüchtiger Mensch war, dem man wohl in keiner Weise irgend etwas Nachteiliges nachsagen konnte. — Und daß Werner sie mit solch großer Liebe begehrte, war eigentlich kein schlechtes Zeichen für sie, denn sein Sohn war alles andere als ein leichtsinniger, oberflächlicher Mensch. Und schließlich spielte ihre Armut ja auch wirklich keine ausschlaggebende Rolle, da Werner ja später einmal soviel zu erwarten hatte, daß er übergenug für sich und seine Familie haben würde. —

Ja, warum wehrte er sich denn eigentlich so mit Händen und Füßen gegen diese Verbindung? —

Der Gedankengang des alten Herrn stockte für einen Augenblick, und das Rattern des dahinsausenden Autos versetzte ihn in eine fast schläfrige Stimmung. — Doch da fiel ihm plötzlich wieder ein, daß er ja in wenigen Minuten seinem Freunde Stoewing und dessen Nichte Susi Peters gegenüberstehen würde, und ein heftiger Zorn stieg wieder in ihm auf. Warum mußte ihn der Junge nun in diese höchst fatale Lage bringen, daß er sich vor Stoewing geradezu lächerlich blamierte und die kleine Susi in tiefste Kümmernis stürzen mußte!

Und er schimpfte in sich hinein, bis er aus dem Wagen stieg.

Das Gekläff der Hunde hatte Susi oben an das Fenster gelockt. Und sie erstaunte nicht wenig, als sie statt des so sehnlich erwarteten Geliebten, der seit einer Reihe von Tagen schon nicht mehr hier draußen war, dessen Vater über den hartgefrorenen Kies daherkommen sah.

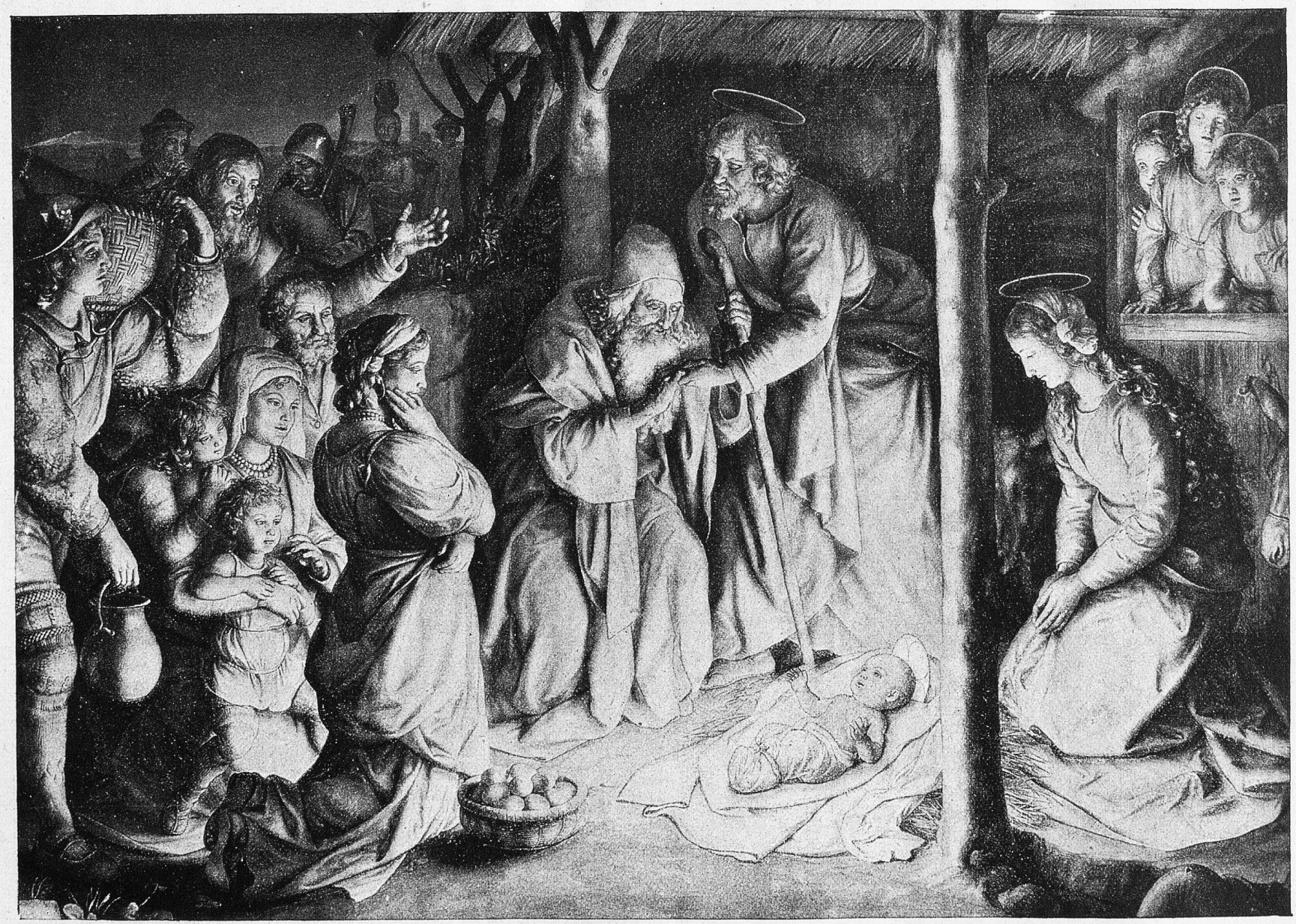
Rasch war sie die Treppe hinunter, um ihn selbst zu empfangen. Es mußte etwas Besonderes ihn um diese Zeit hierher führen.

„Na, Susichen — der Onkel schläft wohl noch?" begrüßte er das junge Mädchen gleich mit großer Herzlichkeit. Und auf ihre bejahende Antwort fiel er rasch, fast ängstlich ein: „Nein, nein, nur nicht wecken. Ich kam gerade hier vorüber, da mußte ich dir doch schnell mal das Patschhändchen drücken. Und schließlich werden wir zwei uns allein ja doch wohl auch noch etwas zu erzählen wissen, nicht wahr? — Na also!" Und er folgte der voranschreitenden Susi nach dem Wohnzimmer. All sein Ingrimm war verflogen vor ihrer lieblichen Persönlichkeit. Befriedigt rieb er sich die Hände: Es traf sich ja äußerst günstig für ihn, daß er sie erst allein sprechen und also genügend ausfragen konnte, ehe Stoewing dazukam.

Ohne viel Umschweife begann er denn auch sehr bald, so, als fiele ihm plötzlich etwas ein: „Ach ja — was ich auch fragen wollte — hat eigentlich Fräulein Berthold schon eine andere Stellung?" Lauernd beobachtete er ihre Mienen.

„Christine — eine andere Stellung? — Ich weiß nicht, was Sie meinen, Onkel Krüß." Völlig verständnislos blickte sie ihn an.

Da atmete Krüß erleichtert auf. Sie war also noch ganz ahnungslos.



Die heilige Nacht. Nach dem Freskogemälde von A. M. Seitz in der Kathedrale von Djakovar.

„Demnach scheinst du auch nicht zu wissen, daß sie mir gekündigt hat?"

„Christine gekündigt? — Es ist das Erste, was ich darüber höre. — Ja, wie kam denn das? — Ich habe ja keine Ahnung, daß sie überhaupt solche Absichten hatte."

„Tja — wer weiß, was sie vorhat! Vielleicht will sie heiraten, und — — —"

Da lachte Susi laut heraus: „Du lieber Gott, Christine und heiraten! Nein, Onkel Krüß, da kennen Sie meine Freundin aber sehr schlecht. Daran denkt sie überhaupt nicht."

„Hahaha," lachte nun auch Krüß belustigt über Susis naive Antwort auf: „Und ich hätte nun fest darauf geschworen, daß dies der Grund ihrer Kündigung sei. Sieh da, wie man sich doch manchmal täuschen kann! Hahaha!" Er lachte noch einmal hinterher und meinte dann in etwas nebensächlichem Tone: „Na, sie wird dir ja wohl erzählen, was sie vorhat. Du kennst sie ja schon lange vom Waisenhaus her, nicht wahr?"

In Susis Gesichtchen war während seiner letzten Worte ein kleiner grüblerischer Zug getreten. Flüchtig nickte sie auf seine letzte Frage und sah ihn dann voll an: „Sagen Sie, Onkel Krüß, wen meinen Sie wohl, den Christine Berthold heiraten möchte, da Sie doch eben diese Vermutung geäußert haben?"

Eine furchtbare Ahnung war plötzlich in ihr erwacht. Ganz kleine Begebenheiten zwischen Werner und Christine traten mit einem Schlage aus ihrer Erinnerung hervor als wichtige Zeugen ihres jäh auftauchenden Verdachtes. Es war ihr, als risse ihr plötzlich einer die Binde von den Augen, und sie sah mit einem Male ganz deutlich, daß Werner stets Christinens Gesellschaft der ihrigen vorgezogen, ja, sie förmlich gesucht hatte. Sie aber hatte bisher nur ein Zugeständnis für sich selbst darin von ihm erblickt, geglaubt, daß er nur aus Gutmütigkeit so freundlich gegen die Angestellte seines Vaters sei, um sie, Susi, nicht durch Hochmut oder Herablassung in ihrer Liebe und Freundschaft zu Christine zu kränken. Sie hatte also schon richtig vorausgeahnt, daß das Erscheinen des alten Herrn hier draußen heute einen besonderen Grund haben müsse. In den wenigen Sekunden war ihr die volle Erkenntnis darüber gekommen, weshalb er jetzt vor ihr saß. Seine Mitteilung von Christinens überraschender Kündigung, ihr unerklärliches Schweigen und Fernbleiben schon seit der ganzen Woche — das alles hatte seine ganz bestimmten Gründe. Und ob sich auch ihr ganzes Sein gegen diese sie schier zu Tode marternde Gewißheit aufbäumte — eine innere Stimme sagte ihr doch, daß sie den Geliebten für ewig verloren, daß Christine Berthold — — —. Ein leises Ächzen entrang sich ihrer Brust, und ihre Gedanken schienen sich zu verwirren, so unerträglich war die Spannung. Und wie in Todesangst hingen ihre weitgeöffneten Augen an den Lippen des erschrockenen alten Herrn.

„Ja, liebes Kind —" begann er nun zögernd und noch überlegend — „mir wird sie's wohl zu allerletzt sagen, wen sie heiraten möchte, denn schließlich habe ich ja verzweifelt wenig Talent zu einem Beichtvater für so zarte Angelegenheiten. — Es war ja auch nur eine ganz dumme belanglose Bemerkung von mir — das mit dem Heiraten. — Eine bloße Vermutung." Er redete hastig und hielt ihren angstvoll fragenden Blick kaum mehr aus.

Susi fühlte, wie er ihr auswich, wie er all ihre Vermutungen durch sein Benehmen nur bestätigte. Und sie geriet in einen Zustand so wilder Verzweiflung, daß sie nicht mehr überlegte, nicht mehr wußte, was sie tat oder sagte. Und plötzlich waren ihr, fast ohne ihr Wissen, wie schweres flüssiges Gift die Worte von den Lippen geträufelt: „Aber ihre Mutter saß ja doch im Zuchthaus!"

Der dumpfe Aufschrei des alten Mannes vor ihr riß sie aus dem einer Betäubung ähnlichen Zustand. Da schlug sie voller Entsetzen die Hände vor das schneeweiße Gesichtchen und blieb taub und stumm für alle weiteren Fragen von Friedrich Krüß. Und an dem erstaunten, eben eintretenden Onkel Ernst vorbei eilte sie wie gehetzt hinauf in ihre Stube, die sie sogleich hinter sich abschloß. Und noch Stunden hindurch lag sie da in wildem fassungslosen Schluchzen vor Scham und Abscheu über ihren niedrigen Verrat.

17. Kapitel.

Pfarrer Heim, der trotz seines hohen Alters noch immer die Leitung des Waisenhauses in seinen treubewährten Händen hielt, sah den fremden Herrn mit seinen gütigen Augen an, als wolle er ihm auf den Grund seiner Seele blicken, und sagte dann in bedauerndem Tone:

„Es tut mir leid, Herr Krüß, daß ich Ihnen eine erschöpfende Auskunft über unsere Chri-

stine Berthold nicht geben kann, aber Auskünfte über Familie und Herkommen unserer einstigen Zöglinge dürfen wir nur nach Beschluß unseres gesamten Anstaltskollegiums erteilen."

Die enttäuschte Miene des Besuchers veranlaßte Pfarrer Heim jedoch, sogleich freundlich hinzuzufügen: „Ich will Ihnen aber unsre Schwester Marianne hersenden, die Christine Berthold in der Hauptsache erzogen hat. Sie wird Ihnen gerne alles Wissenswerte mitteilen, was das junge Mädchen persönlich betrifft."

Krüß hatte im ersten Augenblick die Absicht, auf diese Mitteilung zu verzichten. Doch dann ergriff er herzlich die dargereichte Hand des Greises und sagte: „Ich danke Ihnen sehr, Herr Pfarrer, denn auch das wird mich interessieren, was mir die Schwester sonst über Fräulein Berthold zu erzählen weiß."

„Es wird wohl nur Gutes sein, Herr Krüß, denn sie war uns allen wie eine wahre Tochter liebgeworden," versicherte der freundliche alte Herr noch beim Verlassen des Zimmers.

Krüß nickte nur wie zustimmend hinterher — er war nun doch etwas neugierig geworden, was ihm wohl die Schwester jetzt aus den Kinderjahren dieses Mädchens erzählen würde, das sein Sohn zur Frau begehrte. Er befand sich überhaupt seit Susis Eröffnung, die zuerst ein fassungsloses Entsetzen in ihm hervorgerufen hatte, in einer sonderbaren Stimmung. Es war so ungeheuerlich, was die kleine Susi da in ihrer Erregung gesagt hatte, daß ihm nach ruhiger Überlegung doch leise Zweifel darüber kamen. Wer weiß, wie sich die Sache in Wirklichkeit verhielt! Denn daß dieses ruhige, fleißige Mädchen einer Zuchthäuslerin Tochter sei, schien ihm doch ziemlich ausgeschlossen. Er fühlte bei diesem Gedanken sogar ein warmes Mitleid für Christine in sich aufsteigen. Auf jeden Fall mußte er sich auf dem schnellsten Wege Gewißheit darüber verschaffen, was Wahres daran sei. Am ehesten konnte er dies wohl im Waisenhaus selbst erfahren, dessen Leiter doch über alles, was die Zöglinge anging, unterrichtet sein mußte.

In das Geschäft ging er diesen Nachmittag nicht mehr und benutzte schon am andern Morgen den ersten Frühzug, um nach dem Waisenhaus hinauszufahren. Zuviel stand ja für den Sohn und die Familie auf dem Spiel.

Während dieser Betrachtungen erschien Schwester Marianne im Besuchszimmer. Freundlich reichte sie Krüß die Hand: „Herr Pfarrer Heim hat mir den angenehmen Auftrag erteilt, Ihnen über die Kindheit unserer Christine Berthold alles Wissenswerte zu erzählen. Aber, erlauben Sie mir, bitte, vorher die Frage, weshalb Sie um solche Auskunft zu uns kommen."

„Ich bedaure sehr, Ihnen die Gründe hierfür nicht nennen zu können, Schwester; doch sind sie für mich von zwingender Wichtigkeit."

„Es ist doch nichts geschehen — ich meine — Christine hat sich doch nichts zuschulden kommen lassen?" kam es erschreckt zurück.

Beruhigend lachte Krüß: „O, ganz im Gegenteil! — ich wollte sagen — hm — es sind — private Gründe, die mich zu diesen Nachforschungen veranlassen. Ich wüßte gerne Näheres über Art und Herkommen Fräulein Bertholds und betone noch einmal, daß es für mich von größter Wichtigkeit ist, ein klares Bild darüber zu bekommen."

Da stieg eine ganz leichte Röte in das Gesicht der Schwester. Sie glaubte nun richtig zu verstehen, und die Freude darüber trieb ihr das Blut in die Wangen. Es handelte sich also um das Lebensglück Christinens, davon war Schwester Marianne nun ganz überzeugt und sogleich fest entschlossen, nur soviel aus Christinens Dasein zu berichten, als nötig war, um ihr die Zukunft so glücklich gestalten zu helfen, wie es das Kind ihrer Meinung nach verdiente.

Und in freudiger Erregung sprach sie von Christine, wie die zärtlichste Mutter es nicht liebevoller und gütiger hätte tun können. Jede kleinste Falte dieses herben starken Mädchencharakters enthüllte sie dem still Lauschenden — aber von Herkunft und Familie sprach sie nicht.

Friedrich Krüß begeisterte sich, ohne sich dessen bewußt zu sein, förmlich an diesem hier geschilderten prächtigen Menschen. Ja, er vergaß fast darüber, wer eigentlich dieses liebenswerte, begabte und von Gesinnung so unanfechtbare junge Mädchen war, von dem die Schwester in so warmen Worten zu erzählen wußte. Und unwillkürlich sagte er: „Welches Kompliment für Ihre Erziehung ist doch dieser Fall, Schwester!"

„O, Herr Krüß — an diesem Kinde hätte selbst die schlechteste Erziehung nur geringen Schaden anrichten können," wehrte Schwester Marianne bescheiden sein Lob ab.

Da stand er erregt auf. So kam er nicht weiter, bekam er nichts heraus.

„Demnach wären also alle diese eben geschilderten guten Eigenschaften keine Erziehungsprodukte, sondern tiefinnerste Veranlagung Fräulein Bertholds?“ fragte er ruhig.

„Ohne Zweifel, Herr Krüß.“

„Das läßt unbedingt auf ehrenwerte Eltern schließen.“ Er sagte es gelassen, doch beobachtete er dabei lauernd das Gesicht der Schwester. Und als diese ihn hierauf, ohne zu antworten, etwas unsicher ansah, fuhr er, ganz langsam, und jedes Wort betonend, fort: „So kann es also doch auch unmöglich wahr sein, daß ihre Mutter im Zuchthaus geendet hat...?!“

Aufs tiefste erschrocken, starrte die Schwester den Sprecher an: „Wer hat das gesagt? — — Ich weiß nichts von alledem...“ kam es fast tonlos über ihre blassen Lippen. Zum ersten Male in ihrem Leben sprach Schwester Marianne bewußt eine Lüge aus. Sie würde aber in diesem Augenblick noch weit Schlimmeres getan haben, wenn sie dadurch Christinens Schicksal in andere Bahnen lenken und das Glück für sie damit hätte erkaufen können.

Mit treuherziger Miene streckte ihr Krüß sogleich wie abbittend die Hand hin: „Nun, dann nichts für ungut, liebe Schwester. Denn, wenn selbst Sie nichts davon wissen, dann wird es wohl albernes Gerede sein, was mir da erzählt wurde. Um so besser für Fräulein Berthold.“ Und mit großer Herzlichkeit verabschiedete er sich gleich darauf von der ihm betroffen nachblickenden Schwester Marianne, nicht ohne ein ansehnliches Geldgeschenk für die Anstalt zurückzulassen.

Wenige Stunden später saß Krüß wieder vor seinem großen Arbeitstisch in seinem Geschäft am Alsterdamm. Er war seit gestern Mittag nicht mehr hier gewesen. Das erste, was er tat, war, daß er selbst bei der Auskunftei „Argus“ anrief und um den Besuch eines der Herren in einer wichtigen Angelegenheit bat.

Gleich darauf fiel draußen an Christinens Pult eine Klappe herab, das Zeichen, daß der Chef anwesend und sie benötigte. Ein heißer Schreck fuhr ihr durch die Glieder. Sie fürchtete sich vor der nun kommenden Auseinandersetzung so sehr, daß sie am liebsten davongelaufen wäre. Der Geliebte hatte ihr alles erzählt und ihr den Rat gegeben, nicht mehr in das Geschäft zu gehen. Er wolle das schon dem Vater gegenüber vertreten. Aber dagegen sträubte sich wieder ihre ganze Persönlichkeit, sie wollte keinesfalls pflichtvergessen ihre Arbeit im Stiche lassen und sich, als habe sie etwas verbrochen, feige verstecken. Also half ihr alle Angst und alles Zögern nichts. Sie wußte ja, was sie von dem heftigen Manne da drinnen jetzt zu gewärtigen haben würde, und nahm deshalb alle ihre Kraft und Energie zusammen, als sie nun mit bleicher, aber gefaßter Miene das Zimmer des Gefürchteten betrat.

Etwas zaghaft klang ihr: „Guten Tag, Herr Krüß!“ Aber sie traute ihren Ohren nicht, als sie statt des erwarteten flüchtigen: „Tag!“ als Gegengruß ein sehr freundliches: „Guten Tag, Fräulein Berthold,“ von ihm zu hören bekam. Er begann auch sogleich ihr mit ruhiger Gelassenheit seine Anordnungen zu erteilen, und sie sah dabei mit Staunen eine fast milde Ruhe auf seinem Gesicht, wie sie selten an diesem lebhaften, beweglichen Manne zu sehen war. Aber kein Zug in diesem Antlitz hätte ihr verraten können, daß er bereits von allem, was sie jetzt so sehr bewegte, unterrichtet war, wenn sie dies nicht schon von Werner selbst gewußt hätte. Nur mit Mühe verbarg sie ihre tiefe Erregung, ihr wachsendes Staunen. Aus seinem ganzen Verhalten sprach nicht nur keine Feindseligkeit gegen sie, sondern eine ungewohnte Freundlichkeit und Milde, das fühlte sie ganz deutlich. Aber wie sollte, wie durfte sie es sonst deuten? Ihr Herz schlug so stürmisch, daß sie das vor ihr liegende Stenogramm kaum zu entziffern vermochte, daß ihr die wohlbekannten vielverschlungenen Zeichen wie kleine, boshafte Geisterchen vor den Augen herumzutanzen schienen. Sie hätte jubeln und weinen mögen in einem Atem, als, ihr selbst kaum bewußt, sich leise, leise die Hoffnung in ihr sehnsüchtiges junges Herz zu schleichen begann, und alle Angst von ihr abfiel wie ein düsteres, schwer lastendes Gewand.

Wie in einem seligen Traume befangen, verrichtete sie ihre Arbeit und merkte es kaum, daß ein Angestellter dem Chef eine Besuchskarte überbrachte. Bis seine heute so seltsame Freundlichkeit sie aus ihrer Versunkenheit weckte: „Fräulein Berthold, wollen Sie, bitte, draußen weiterarbeiten, bis ich meine Besprechung mit dem Herrn beendigt habe. Ich werde Sie dann rufen.“

Noch auf der Schwelle traf sie mit dem Be-

sucher zusammen. Sie schritt ahnungslos, mit leuchtenden Augen an dem Direktor der Auskunftei „Argus" vorüber, der Krüß' wichtigen Auftrag persönlich in Empfang nehmen wollte. Und sie sah auch nicht, wie des Kaufherrn Blicke ihr in fast schmerzlichem Mitleid nachfolgten.

(Fortsetzung folgt.)

Maria im Rosenhag.

(Nach dem Kölner Gemälde des Altmeister Lachner.)

Im gold'nen Glanze steht der Tag,
Maria ruht im Rosenhag.

Umrankt von Röslein rot und weiß
Gleich Boten aus dem Paradeis.

Die Wiesen blühen weiß und blau
Zum Preis der heil'gen lieben Frau.

Und in der Kräuter duft'gem Grün
Vier Englein spielen voll Bemühn.

Aus Harfe, Lauten, Orgel quillt
Ein Himmelslied so stark wie mild.

Indes der andern Englein Schar
Dem Gotteskind reicht Äpflein dar.

Gottvater sieht in heil'ger Ruh
Dem holden Treiben gütig zu.

Doch naht ein Teufel, naht ein Tor,
Zieh'n Englein rasch den Vorhang vor.

Franz Wilhelm Marks. (G. D. S.).

O du fröhliche, o du selige...

Von Dr. Eugen Schmahl.

Johannes Falk, der Dichter des Liedes.

Bei allen Liedern, die uns wohl vertraut sind, wissen wir gar oft den Verfasser überhaupt nicht oder nur sehr wenig von ihm. Das muß wohl so sein, weil solche Lieder aus dem Herzen des Volkes gesungen sind. Sobald der Dichter das Lied gesungen hat, ist es nicht mehr sein. Die Winde tragen es hinweg, hierhin und dorthin. Und die Luft klingt davon, und die Herzen singen daraus zur höheren Ehre dessen, der aller Dinge Schöpfer und Meister ist.

So ist es auch Johann Daniel Falks Weihnachtslied oder vielmehr Festlied ergangen. Und er hat es doch gar nicht geahnt, daß seine Melodie soweit zu dringen vermöchte, so ganz vom deutschsprechenden Volke aufgenommen und zu seinem unverlierbaren Besitz gemacht würde, als er die Worte niederschrieb. Nur seine Sonntagsschule sollte sich daran erfreuen.

Weimar ist die Geburtsstadt des Liedes. Johann Daniel Falk war von der Wasserkante dorthin verschlagen worden. Denn in Danzig ist er am 20. Oktober 1768 geboren und die Ostsee hat ihm in die Kinderträume und seine schweren Jugendjahre gerauscht. Der Aufstieg ins ersehnte Land geistigen Schaffens und Wirkens wurde ihm nicht leicht. Sein Vater, ein Perückenmacher, nahm ihn schon früh aus der Schule und steckte ihn ins Handwerk, weil der Knabe verdienen mußte. Die Mutter war aus Genf gekommen. Es pulste also auch südliches Blut in den Adern des begabten Jungen. „Beim Schein der Straßenlaternen," wie seine Tochter in den 1868 erschienenen Erinnerungsblättern schreibt, liest er, dem das alles zu Hause verboten ist, Wieland, Bürger und Goethe. Mehr als einmal möchte er sich von dem äußeren Druck, der ihn innerlich bis zum Ersticken knebelt, befreien. Er will mit einem Ostindienfahrer zur See. Nur sein Gewissen hält ihn zurück.

Der Retter in der Not sollte auch für Falk in Gestalt eines englischen Lehrers kommen, der ihn an seinem Unterricht teilnehmen läßt, bis ihn schließlich der Pastor von Danzig in ein Gymnasium bringt, das er mit Hilfe städtischer Stipendien absolviert. Ein Kandidat der Theologie soll aus ihm werden. Als aber Falk 1791 die Universität Halle bezieht, widmet er sich dem Studium der Klassiker. Er hängt schließlich den Theologen ganz an den Nagel und bleibt auch nach der Universitätszeit als Privatgelehrter, von Gleim unterstützt, dort, um zunächst eifrig Kantstudien zu betreiben. So wohl ausgerüstet, nimmt er schließlich den Kampf gegen die Verderbnisse seines Zeitalters auf. Falk wird Satiriker und bleibt es auch, bis das große Erlebnis der Napoleonischen Kriege in Deutschland ihn in eine ganz andere Richtung drängt. Den schriftstel-